Richtlinien für die Anstaltsfürsorge.

Von amtsführenden Stadtrat Univ.-Prof. Dr. **Julius Tandler.**

Die Anstaltsfürsorge ist nur ein Teil der gesamten Jugendfürsorge und soll sie wertvoll sein, also Zweck haben, so muß sie in das Gesamte eingeordnet und vor allem einordenbar sein. Es ist ganz klar, daß man über Anstaltsfürsorge nur dann sprechen kann, wenn man einmal die Engmaschigkeit des gesamten Systems nachgewiesen und gezeigt hat, an welcher Stelle dieses Sytems das engbegrenzte Gebiet der Anstaltsfürsorge eingebaut ist. So werden Sie es begreifen, daß es zunächst mir, als dem einleitenden Redner, geziemt, mit wenigen Worten die gesamten Möglichkeiten dieser Organisation zu besprechen. Man mag über die Fortschritte der Wohlfahrtspflege in unserer Stadt im Laufe der letzten Jahre gut oder weniger gut denken, man mag da und dort gesteckte Ziele für unrichtig, eingeschlagene Wege für nicht ganz richtig halten, die Tatsache aber, daß hier doch eine Menge gefördert worden ist, ist nicht zu bezweifeln und es fragt sich nur, wie es uns, dem Gebote unseres Elends gehorchend, doch möglich war, innerhalb so kurzer Zeit so weit zu kommen.

Das war durch die Erfüllung einer organisatorischen Voraussetzung möglich, die dahin ging, die gesamte Entscheidung in die Hand eines Einzelnen zu legen, eine Art der organisatorischen Zusammenfassung, wie sie noch niemals da war. Ein solcher Mensch, der natürlich eine Menge Entscheidungen zu treffen hat, ist mit einer ungeheuren Verantwortung belastet. Doppelgeleisigkeit, Umwegigkeit und Abwegigkeit sind dadurch, wenn auch nicht ausgeschlossen, so doch verringert. So war es durch die Zusammenfassung in der Hand eines Einzelnen möglich, viel Entscheidendes innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit zu leisten, was unbedingt notwendig war, sollten wir nicht zu spät kommen. Vor uns stand nach dem Krieg der ewige Mahnruf des „Zu spät". Wir dürfen uns nicht darüber wundern, denn die Neuaufrichtung des gesamten Wohlfahrtswesens nach dem Krieg ist nicht nur ein Gebot der Stunde gewesen, sondern eine Forderung der Zukunft, die unmittelbar an uns herangetreten ist.

Das war die eine Voraussetzung. Die zweite Voraussetzung war, daß wir imstande sein mußten, diese Organisation nach einem ganz bestimmten Plan durchzuführen, wobei die Durchführung in einzelnen Teilen nicht systematisch erfolgen konnte, denn über uns stand die Gewalt des Augenblicks. Daß wir dabei dem Gebot der Fürsorge folgen mußten, den Menschen so früh als möglich zu erfassen, war ganz klar. So entstand auf dem engen Gebiete der Jugendfürsorge das ganze große Arsenal der Fürsorgeinstitutionen, wobei wir die Grenzen der Befürsorgung über das persönliche Erscheinen des Befürsorgten in unserer Welt hinaus vorverlegen mußten. So ist es klar, daß wir mit der Schaffung einer Eheberatungsstelle nicht mehr getan als einfach vorgesorgt haben, so weit eben die Menschen die Erkenntnisreife dazu besitzen. Das damals belächelte Verfahren der fakultativen Eheberatung ist inzwischen für die ganze Welt mustergültig geworden. Daß auch andere Länder schon Hunderte solcher

Eheberatungsstellen nach unserem Muster besitzen, mag uns Wienern zur Genugtuung gereichen. Es ist selbstverständlich, daß wir das Kind von dem Augenblick der Zeugung an erfassen müssen. Darauf sind die Institutionen zurückzuführen, die wir für die schwangere Frau als die Trägerin der zukünftigen Generation geschaffen haben. Dahin gehört die bekannte „Mutterhilfe", die Bekämpfung der Syphilis und schließlich und endlich die bekannte Einrichtung unserer Stadt, dem Neugeborenen sein erstes Gewand auf den Lebensweg mitzugeben. Hier wie bei den anderen Dingen stand natürlich ein bestimmter Erziehungsgedanke im Vordergrund des Interesses, denn es ist nicht wahr, daß sich die Fürsorge in der Ermittlung des einzelnen erschöpft und daß Fürsorge nicht mehr bedeutet als die Übertragung eines Gutes von dem Besitzenden auf den Mittellosen. Fürsorge ist Erziehung nicht nur des einzelnen, sondern des gesamten Volkes. Man mag bei dieser Erziehung verschiedene Wege gehen. Man kann solchen schwangeren Müttern Vorlesungen darüber halten, wie sie ihr Kind pflegen sollen, kann ihnen auch Broschüren mitgeben, aber anschaulich und durchdringend wirkt nur die Erziehung durch die Tat. Und wenn wir uns vor mehreren Jahren entschlossen haben, jeder Mutter, die sich rechtzeitig meldet, das erste Gewand ihres Kindes auszufolgen, so war dies Erziehung; denn wir wissen sehr wohl, daß sich alle Aufzucht schließlich und endlich auf zwei primitive Vorgänge zurückführen läßt, auf die Fütterung und auf die Reinlichkeit des neugeborenen Menschen. Für die Fütterung konnten wir sorgen und dabei sind wir jene Bahnen gegangen, die man ja auch früher gegangen ist. Die Unterstützung der Kindesmutter und der Familie, in der das Kind verbleibt, ist ein materielles Problem. Wo das Kind nicht bleiben kann, nehmen wir es der Familie ab. Die Mütter zur Reinlichkeit zu erziehen, ist aber nur möglich, wenn man allen Müttern die primitivsten Voraussetzungen zu dieser Reinlichkeit an die Hand gibt. Es gibt keine Mutter, die ein schmutziges Kind in reine Wäsche legt. So wußten wir, daß die Übermittlung reiner Wäsche die Mütter veranlassen wird, die Kinder reinzuhalten.

Wir haben im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Institutionen geschaffen und wir können mit einer gewissen Befriedigung sagen, daß sich ihre Wirksamkeit heute bereits offenbart. Wenn wir seit vier Jahren in unserer Stadt eine Säuglingssterblichkeit von nur 8 Prozent haben — eine Stadt, die noch vor dem Kriege eine Säuglingssterblichkeit von 17 Prozent aufgewiesen hat — so ist dies, glaube ich, ein zahlenmäßig erbrachter Beweis dafür, daß diese Einrichtungen gut und erfolgreich gewesen sind.

Innerhalb dieses ganzen Netzes von Einrichtungen, an das sich dann die verschiedenen anderen Institutionen für die spätere Lebenszeit anschließen, spielt die Anstaltsfürsorge eine bestimmte Rolle.

Lassen Sie uns nun zunächst einmal erwägen, welche allgemeinen Prinzipien dabei maßgebend sind. Maßgebend ist jenes Prinzip, das in jeder Art gegenseitiger Hilfeleistung zu suchen ist, d. h. der Mensch, der geboren wird, hat ein Recht darauf, daß ihm die menschliche Gesell-

schaft, in die er, nie gefragt, geboren wird, auch hilft, wenn er Hilfe braucht. Das ist sein Recht. Pflicht dieser menschlichen Gesellschaft ist es, den, der um Hilfe ruft, auch wirklich zu unterstützen und zu retten. So ist das, was Fürsorge bedeutet, nichts anderes, als die Erfüllung eines klaren ethischen Vertrages innerhalb der menschlichen Gesellschaft: Auf der einen Seite das Anrecht auf Hilfe und auf der anderen Seite die Pflicht zur Hilfeleistung. Das gilt für die gesamte Fürsorge. Oberstes Erziehungsprinzip ist die Tat, nicht das Wort, das Vorgänger, vielfach Nachläufer einer gesetzten Tat sein kann. Ein Beispiel habe ich in aller Kürze erwähnt. Schließlich gilt für Jugenderziehung die Tatsache, daß man Menschen nur durch das Beispiel und durch die Freude erziehen kann. Alle anderen Erziehungsmethoden werden meiner Überzeugung nach höchstens in zweiter Linie in Betracht kommen können, wenn sie überhaupt bedeutungsvoll sind.

Im Interesse dieser Erziehung haben wir unsere Anstalten so schön ausgestattet als möglich. Denn jede Form der Anstaltsbehandlung beginnt mit der Erschließung der Seele dessen, der in die Anstalt kommt. Das ist dort vor allem wichtig, wo vom Schicksal hart Bedrängte und daher verschlossene Menschen erzogen und einer besseren Zukunft entgegengeführt werden sollen. Sie werden morgen Gelegenheit haben, bei der Besichtigung verschiedener Anstalten die Schönheit und die Pracht zu bewundern. Das haben wir geschaffen, nicht als Ausdruck des übertriebenen Luxus oder des Protzentums einer Klasse, sondern im vollen Bedacht und in bewußter Absicht, als Erziehungsmittel der Menschen, die in diesen Anstalten einen Teil ihres Lebens verbringen sollen. Schönheit und Freude erschließt uns die Menschen, macht sie ansprechbar und erziehungsfähig. Die Erhaltung des Schönen hat sich als leicht erwiesen, die Scheu und die Ehrfurcht vor dem Schönen hat uns dabei geholfen.

Die Voraussetzungen für die Durchführung der Anstaltserziehung sind verschieden.

Wir sprechen in der Medizin von Indikationen und so ist es klar, daß wir von bestimmten Indikationen ausgehen müssen und daß wir einzig und allein in Erfüllung dieser Indikation Menschen aus dem Leben heraus in die Anstaltsfürsorge übernehmen können. Alle diese Indikationen sollen hier in Kürze besprochen werden.

Die Familie ist ja nicht nur die biologische Keimzelle der Menschheit, sie ist auch die gesellschaftliche und die ethische Keimzelle innerhalb der Gesellschaft. Es ist daher klar, daß alles, was wir leisten können, nur subsidiär imstande ist, diese Familie zu ersetzen. So lange wir daher den Menschen in der Familie lassen können, so lange lassen wir ihn auch aus sozialen, ethischen und aus Erziehungsprinzipien dort. Und daß wir so und so viele Menschen nicht in der Familie lassen können, ist eine Schande der früheren Generation. Diesen Zustand für die nächste Generation besser zu gestalten, das ist eben unsere Aufgabe. Wir erziehen ja diese jungen Menschen nicht nur ihrethalben, sondern wir erziehen in ihnen die Väter und Mütter der nächsten Generation, wobei wir uns der stillen Hoffnung hingeben, daß sie dann eben bessere Väter und bessere

Mütter der nächsten Generation sein werden und daß sich schließlich und endlich einmal jegliche Art der Anstaltsfürsorge erübrigen wird.

Wir müssen also auf die Familie Rücksicht nehmen und dürfen nur dort eingreifen, wo die Familienverhältnisse unhaltbar geworden sind. Diese können nun aus bestimmten materiellen oder finanziellen Gründen unhaltbar werden. Ich will bekennen, daß diese Indikation für uns die schmerzloseste ist. Wir sehen in dem wirtschaftlichen Tiefstand unserer Zeit ein vorübergehendes Symptom, das der Menschheit also sicher nicht dauernd anhaftet. Wir finden es daher weniger schmerzvoll, die Menschen aus ihrem Familienverband zu lösen und in die Anstalt zu geben, denn wir geben uns dabei der frohen Hoffnung hin, daß die Familie im Laufe der Zeit doch imstande sein wird, das ihr abgenommene Kind wieder zurückzunehmen und damit den Fehler, wenn man so sagen kann, zu verbessern.

Ganz anders sind die Indikationen ethischer und sozialer Art. Da muß ich nun in aller Ehrlichkeit sagen, daß gerade sie die schmerzlichsten sind. Es bedeutet meiner Überzeugung nach für die heute lebende und zeugende Generation eine Schande, wenn ich bekennen muß, daß unter 100 Kindern, die in die geschlossene Fürsorge unserer Gemeinde kommen, mehr als 30 Prozent deshalb dorthin kommen müssen, weil ihre Väter oder Mütter oder beide Säufer sind. Das ist eine irreparable Schädigung; denn die Hoffnung ist nicht groß, daß diese Eltern eines Tages der Seuche entsagen werden, der sie verfallen sind, und daß also ihre Kinder davon loskommen werden, sozusagen zu den Stammkundschaften unserer Institutionen zu gehören.

Es läßt sich zeigen, daß es vor allem ethische Defekte sind, die unsere Anstalten mit Kindern beschicken. Immer wieder aber bemühen wir uns, die Familie so weit als möglich zu reparieren und Familienfürsorge im weitesten Ausmaß zu betreiben, weil wir der Meinung sind, daß die Entwicklung des Kindes innerhalb des Familienverbandes sicherer als innerhalb der Anstalt ist.

Auch darüber soll einmal ein freies Wort gesprochen werden. Die Kontinuität der Geselligkeit ist unvorteilhaft. Die Geselligkeit mag in der Abwechslung mit der möglichen Vereinsamung sehr angenehm sein. Kontinuierliche Geselligkeit erschlägt den Menschen, hemmt ihn in seiner Entwicklung. Wir wissen, was Spitalbrüder sind. Wir wissen, daß es eine Reihe von defekten Menschen gibt, die immer wieder in die Spitäler wandern, sich nur dort wohlfühlen; sie sind Deserteure des Lebens; sie sind nicht imstande, den Kampf draußen zu führen. Durch Schicksalsschläge getrieben, in Anstalten aufgewachsen, entsteht in ihnen eine Art von Lebensdesertion.

Es ist nicht leicht, sich in die Seele eines Kindes zu versetzen, das in seiner Kindheit sein Lebelang mitten unter anderen Kindern gesessen ist, niemals die Freiheit der Familie erfahren hat; es gibt Menschen, denen man die Anstaltsvergangenheit ihr ganzes Leben lang ankennt. Wenn da und dort kraftvolle Menschen sich von all dem losgerungen haben und Bedeutsames geworden sind, so sind sie als Ausnahmen keine Be-

weise für die Güte der Anstalt. Es gibt eben Menschen, die unter allen Lebensbedingungen, kraft ihrer Konstitution, sich durchringen und das werden, wozu sie ein gutes oder schlechtes Fatum bestimmt. Der Hinweis auf den einen oder anderen Waisenknaben, der das und jenes geworden ist, der beispielsweise die höchste Stufe der Hierarchie einer Stadt erklommen hat, ist ehrend für die Konstitution des Mannes, bedeutet aber nichts für die Einrichtung eines Waisenhauses. So werden Sie begreifen, daß wir uns bemühen, diese Anstalten nicht auf ein möglichst großes Ausmaß zu bringen, daß wir kein Interesse daran haben, Verwalter von so und so viel Tausend Anstaltsbetten zu sein, sondern daß wir es vielmehr mit stolzer Genugtuung verkünden werden, wenn es gelingt, die Zahl dieser Anstaltsbetten zu verringern.

Als Waisenhäuser sind heute nicht mehr ausschließlich jene Häuser zu betrachten, in denen die Waisenkinder untergebracht worden sind und heute noch unterzubringen sind. Es galt wohl einmal, wenn Vater und Mutter tot waren, als zwingend, vater- und mutterlose Menschen in einer Anstalt unterzubringen. Wozu haben wir aber die gegenseitige Hilfsbereitschaft der Menschen, wenn sich nicht Familienbestände finden sollten, die sich solcher Kinder annehmen. Daher unser Streben, alle diese Kinder vom Waisenhaus nach Möglichkeit fernzuhalten und nur jene Kinder in die Waisenhäuser zu bringen — wir behalten diesen Namen aus ganz bestimmten Gründen bei —, bei denen noch andere Indikationen vorhanden sind. So hat sich der Charakter der Waisenhäuser nicht nur in der Struktur der Erziehung, sondern auch im Gefüge der darin untergebrachten Menschen vollkommen verändert. Sie erinnern sich noch an diese blassen Menschen, die in Zweierreihen durch die Straßen unserer Stadt gezogen sind. Vorn ein Uniformierter mit Kappe, unerbittlich und streng, und hinten ein eben solcher Uniformierter der Stadt und dazwischen die kleine, unglückliche Menschheit, der man es ordentlich angesehen hat, mit welcher Inbrunst sie aus den strengen Reihen ihres Zuges ausbrechen würden. Das ist nun alles verschwunden. Wir haben diese Uniformierten nicht mehr. Die Uniformen der Männer, die vorne und hinten mitmarschiert sind, sind mit den Männern verschwunden, denn wir sind nicht der Meinung, daß diese Menschen die Erzieher der Jugend sein können. Sie werden daher begreifen, daß wir diese Anstaltserziehung umgestaltet haben und daß wir uns selbstverständlich bemüht haben, den Kindern einen, wenn auch nur schwachen Ersatz dessen zu geben, was in der Erziehung des wachsenden Menschen eine so ungeheure Rolle spielt, nämlich die Wechselbeziehung zur Mutter. Daher war es unsere erste Aufgabe, in allen diesen Waisenhäusern vor allem Heimmütter zu schaffen. Es mag eine schwere Aufgabe für eine Frau sein, fünfzig, sechzig Kindern zugleich Mutter zu sein, aber ich bin überzeugt, daß eine solche sechzigfache Mutter immer noch eine bessere Wahrerin der Psyche eines solchen Kindes ist, als zwei livrierte oder uniformierte Männer, die die Berechtigung zu ihrem Geschäft daraus abgeleitet haben, daß sie zwölf Jahre lang beim Militär gedient haben. Wenn Sie das heutige Menschenmaterial unserer Waisenhäuser untersuchen, so werden Sie sehen,

daß nun ganz andere Menschen darin sind. Die Stelle eines Waisenhausvaters mag dem Mann, der sie versehen hat, früher einmal eine gewisse Beschaulichkeit seines Daseins ermöglicht haben. Die heute in unseren Waisenhäusern amtierenden Direktoren sind von Beschaulichkeit weit entfernt! Fragen Sie sie nur einmal selbst. Denn das Material, das darin ist, ist heute ein ganz anderes und muß es sein, denn nun gelten ganz andere Indikationen.

Einige Worte über die Erfassung und die Überführung der Menschen aus dem freien Leben in die Anstalt. Daß man diese Erfassung und Überführung von der gesamten Fürsorge selber nicht trennen konnte, ist klar. Es war daher für uns eine der ersten Aufgaben, eine Stätte zu schaffen, die über die bisher bestandenen Einrichtungen hinaus imstande ist, diese Forderung zu erfüllen, und so entstand die Ihnen bekannte Kinderübernahmsstelle. Ihr strömen alle unglücklichen Kinder zu und kommen hier zunächst in eine Quarantäne nicht nur somatischer, körperlicher Art, sondern auch psychischer. Es wird Ihnen daher auch ganz selbstverständlich erscheinen, wenn dort nicht nur Beamte und Beamtinnen der Fürsorge am Werke sind, sondern auch Ärzte und Psychologen. Denn uns wird ja der ganze Mensch mit seiner körperlichen Qual und seiner seelischen Pein überantwortet und daher ist es ganz selbstverständlich, daß auch die Psychologie in alle diese Dinge dreinzureden hat. Für diese Quarantäne war eine Anstalt notwendig und so wurde im Anschluß an die Kinderübernahmsstelle unter einem Dach mit ihr ein Heim mit allen Einrichtungen einer modernen Quarantäne eröffnet. Man mag darüber reden, wie man will, bisher hat diese Anstalt ihren Dienst in einer ganz ausgezeichneten Art getan. Sie ist — man kann es ohne Übertreibung sagen — für die ganze Welt mustergültig geworden.

Daß wir das Abströmen ebenso wie das Zuströmen regulieren müssen, ist klar.

So wandert diese kleine Menschheit auf der einen Seite zu und auf der anderen nach einer Quarantäne von 20 Tagen ab, wobei wir innerhalb von 20 Tagen die Möglichkeit haben, uns mit diesen kleinen Lebewesen nicht nur körperlich, sondern auch geistig zu beschäftigen. Daß aus dieser 20tägigen Beobachtung die weiteren Schritte, die wir machen, erfließen müssen, ist ebenso klar. Von dort geben wir die Kinder entweder zu Pflegeeltern oder wir schicken sie in die Familie zurück, oder aber sie werden an eine unserer Anstalten abgegeben. Dabei haben wir natürlich wieder aus sozialen Gründen die Indikationen erweitern müssen. Man kann in diesen Zeiten Kinder nicht allein lassen, wenn der Vater tagsüber im Verdienen ist und die Mutter im Spital liegt. Solche Umstände können dazu führen, daß Menschen verkommen. Es war eine ganz selbstverständliche Forderung der Zeit, daß wir zu den Indikationen, die wir schon hatten, auch noch die Spitalsbedürftigkeit der Mutter hinzugefügt haben. Wir haben im Laufe der Jahre Hunderte und Aberhunderte solcher Kinder gehegt und gepflegt und der aus dem Spital zurückkommenden gesunden Mutter ein körperlich und geistig gesundes Kind überantwortet.

Was ist aber dann, wenn wir keine Entscheidung zu fällen imstande sind? Wenn der vorgeschriebene Termin von 20 Tagen verflossen ist? Dann nehmen wir diese Menschen in weitere Beobachtung, und dazu war natürlich die Angliederung einer Anstalt an die Kinderübernahmsstelle notwendig, die im Kinderheim am Wilhelminenberg geschaffen worden ist. Gerade die Betrachtung der Verhältnisse am Wilhelminenberg hat mich in der Idee bestärkt, die ich von allem Anfang an bei Schaffung dieses Heimes gehabt habe. Es hat an Freunden — und wer hat nicht mahnende Freunde — nicht gefehlt, die mir bei der Eröffnung dieser Stätte gesagt haben: „Das alles wird einige Wochen nach der Eröffnung ganz anders ausschauen. Die großen Fenstertafeln werden zerschlagen, die Wände bekritzelt sein und von dem unsprünglichen Weiß wird nichts mehr zu sehen sein.“ Sie werden Gelegenheit haben, diese Stätte zu betrachten, sie ist jetzt mehr als drei Jahre in Betrieb, ohne daß Reparaturen vorgenommen werden mußten.

Die Scheu vor dem Schönen hat das Schöne erhalten. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß gerade in dieser schönen Umgebung auch die verschlossensten Kinder sich uns bald seelisch erschließen. Und das ist von entscheidender Bedeutung. Die Frage, ob die Pracht des Hauses auf Proletarierkinder nicht verwüstend für die Zukunft wirkt, ist naheliegend und soll daher beantwortet werden. Kein Kind bleibt länger wie zwei Monate; innerhalb dieser Frist müssen alle Fragen körperlicher, geistiger und sozialer Art erledigt sein. Nach einem so kurzen Aufenthalt findet jedes Kind in sein ursprüngliches Milieu zurück. Kinderübernahmsstelle und in ihrer Ergänzung Kinderheim Wilhelminenberg sind Durchzugsanstalten. Ihnen stehen die Dauerheime gegenüber. In ihnen bleiben die Kinder durch viele Jahre, mindestens bis zum 14. Lebensjahr. Ich habe schon erwähnt, daß wir den Einfluß der Mutter durch die Heimmutter zu ersetzen bemüßigt sind, daß wir Erzieher und Erzieherinnen angestellt haben. Aber wir bemühen uns auch sonst, aus diesen Kindern Kulturmenschen zu machen und auch in dieser Hinsicht zeigt sich, daß vor allem die Tat und nicht das Wort, die Vorschrift entscheidend ist. Ich will Ihnen dies an einem ganz kleinen Beispiel auseinandersetzen.

Als ich die Waisenhäuser übernahm, war in keiner dieser Anstalten die Möglichkeit für irgend einen Inwohner vorhanden, sich mit warmem Wasser zu waschen. Ich habe angeordnet, daß alle diese Anstalten der Reihe nach mit fließendem, warmem Wasser versorgt werden. Sie wissen ja, daß ein großer Teil unserer Kinder, auch die der besten Familien, gegen das Waschen refraktär sind. Die Kinder empfinden es nicht gerade als Morgenvergnügen, wenn sie, aus dem Bette kommend, sich waschen sollen. Der Familienzwang führt ja noch im einzelnen Fall zum Ziel, der kollektivistische Zwang in einer Anstalt aber niemals. Ich habe mich bei meinen ersten Visiten in diesen Anstalten häufig gewundert, wie lange die Zeit von der letzten Waschung bis zum Augenblick meiner Beobachtung gewesen sein muß. Das ist ja auch ganz klar, denn wer die Psychologie des Kindes nur halbwegs erfaßt und den Mut hat, sich an seine eigene Kindheit zu erinnern und in sich selbst nicht den

Musterknaben der Vergangenheit sieht, den er immer seinen eigenen Kindern vorhält, der weiß schon, daß das Waschen mit kaltem Wasser in der Früh wahrhaftig kein Vergnügen gewesen ist. Erinnern Sie sich also auch daran.

Daher haben wir allen Jungen und Mädchen warmes Wasser zum Waschen gegeben und haben uns das ganze Herumraufen mit ihnen erspart. Wir haben diese Menschen zur Reinlichkeit erzogen. Natürlich spielt das individuelle Reinlichkeitsbedürfnis eine Rolle und ich will nicht behaupten, daß jetzt schon alle rein gewaschen sind. Aber einer guten Majorität der Knaben und Mädchen ist es doch Bedürfnis geworden, reine Hände und ein reines Gesicht zu haben. Ein vom Direktor unterzeichnetes Plakat: „Wasche dich täglich", hätte wohl nichts genützt. Die Buben hätten dieses Plakat wohl täglich gelesen, aber nur einmal im Monat befolgt. Da wirkt einzig und allein nur die Tat. So werden Sie innerhalb des nicht immer schönen Baues, der uns für das eine oder andere Waisenhaus zur Verfügung steht, doch eine ganze Reihe solcher kultureller Einrichtungen aus erziehlichen Gründen finden. Dort, wo die Erziehbarkeit des Menschen durch seine eigene Verlotterung gelitten hat, dort, wo das breite Gebiet der schwer erziehbaren Kindheit beginnt, sind natürlich die Maßnahmen noch viel schwieriger.

Der Herr Bürgermeister hat in seiner Begrüßungsrede als ein Beispiel für den Fortschritt die Anstalt in Eggenburg hervorgehoben, wie ich glaube mit Recht, weil sich gerade an ihr der Einfluß der neuen Zeit ganz sinnfällig offenbart. Es gibt noch als Reliquie das Statut von Eggenburg, in welchem ausdrücklich gedruckt steht: „Der Aufseher" — schon das Wort Aufseher hat einen gewissen Beigeschmack in den Ohren eines widerstandslustigen Menschen — „macht seinen Dienst mit Stock und Revolver". Ich fühle mich nicht berechtigt, den damaligen Zeitgeist zu kritisieren, weil ich überhaupt der Meinung bin, daß Aussetzungen an der Vergangenheit sehr problematischen Charakter haben. Aber Sie begreifen, daß dort von Erziehung keine Rede sein konnte, denn niemals hat es im Menschenleben ein Geschlecht gegeben, das mit Stock und Schießwaffe erzogen und aus dem etwas Ordentliches geworden ist. Stock und Revolver sind einmal keine Erziehungsmittel. Es ist selbstverständlich, daß wir Stock und Revolver abgeschafft haben. Der Herr Bürgermeister hat der ausgezeichneten Wirksamkeit des Landesrates Mayer gedacht. Als wir aber diese Anstalt übernahmen und ich sie zum ersten Male betreten wollte, gelang mir das nur nach Überwindung des Pförtners, natürlich nicht mit Brachialgewalt, sondern kraft meines Amtes und meines Ansehens. Alle Tore waren verschlossen und als ich durch die Säle des Hauses ging, sah ich nur düstere Gesichter. Ich kann mich nicht erinnern, ob ein wirklich lachendes Kinderauge mir entgegenflakkerte. Aber eines ist mir ewig unvergeßlich: In der ganzen jungen Menschengesellschaft lag eine trotzige Gehemmtheit, die eigentlich vor dem Durchbruch irgend eines Gewaltstreiches bübischer Natur gestanden ist.

Die Tore wurden geöffnet, denn ich bin nicht der Meinung, daß man schwer Erziehbare hinter Mauern erziehen kann. Daß sie innerhalb die-

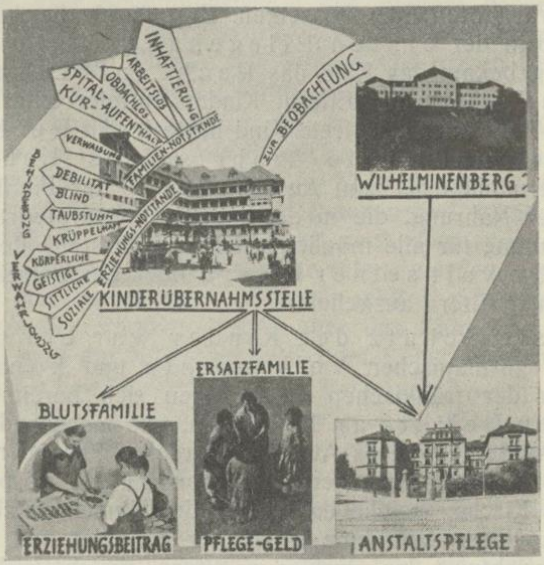
ser Mauern nichts Besonderes anstellen, ist ja klar. Das ist aber doch auch nicht Erziehung, sonst wäre ja auch der Kerker eine Erziehungsanstalt. Es gibt ja keinen Zeitabschnitt in dem Leben eines Verbrechers, in dem er schuldloser ist als in der Zeit, in der er im Kerker ist. Daher ist es selbstverständlich, daß man Menschen bei verschlossenen Türen und bei enge gefügten Mauern nicht erziehen kann. So haben wir damals veranlaßt, daß nicht nur Stock und Revolver verschwinden und daß Erzieher und Erzieherinnen an die Stelle der Aufseher treten, sondern wir haben auch verfügt, daß alle Tore offen bleiben. Natürlich sind unmittelbar darauf eine Menge von Jungen durchgegangen. Das war sehr vernünftig von ihnen, denn was für Trottel wären sie gewesen, wenn sie geblieben wären. Ich sehe in dem Durchgehen der damaligen Jugend eine Offenbarung ihres integeren Intellekts und war ihnen dafür nicht böse, trotzdem in der Öffentlichkeit — die Dinge liegen nun so weit zurück, daß wir darüber sprechen können — darüber sehr viel geschimpft worden ist. Wenn Sie nun heute in die Anstalt gehen, finden Sie noch immer die offenen Tore und die Menschen, die aus der Anstalt durchgehen, sind nur mehr sehr wenige. Und wenn Sie dieses Durchgehen psychologisch erfassen, dann werden Sie sehen, daß es vielfach pathologische Menschen mit einem krankhaften Wandertrieb sind, den jeder Arzt kennt. Die aber heute dort sind, sind im Allgemeinen gerne dort, weil wir ihnen eben alle mögliche Freiheit geben und uns bemühen, ihnen Freude entgegenzubringen. Wenn jetzt irgend jemand in die Anstalt kommt, dann wird er lustige Menschen mit lachenden Gesichtern und fröhlichen, hellen Kinderaugen dort sehen und wird sich davon überzeugen, daß es also auch so geht. Er wird meiner Überzeugung nach aber auch tiefes Mitleid für diese Kinder fühlen, wenn er an jedem einzelnen der dort Befindlichen die Krankengeschichte der menschlichen Gesellschaft abliest. Wer einmal diese Anamnesen, die Krankheitsgeschichten dieser Unglücklichen durchstudiert hat, der bleibt bewundernd, aber auch schaudernd vor dem Heldentum dieser Jungens stehen. Die wenigsten Menschen, die in geordneten Verhältnissen auferzogen worden sind, können sich ja überhaupt einen Begriff davon machen, welche Menge von Heldentum in diesen kleinen Jungens und Mädels liegt, damit sie überhaupt durchs Leben kommen. Wir sind also überzeugt davon, daß diese Freiheit unbedingt notwendig ist. Daß es die Freiheit allein nicht macht, wissen wir wohl. Daß diese Jugend einer führenden Hand, eines Lehrers, eines Erziehers bedarf, ist klar. Ebenso ist es selbstverständlich, daß wir die aus einer ganz richtigen Initiative ergriffene Beschäftigungstherapie fortgesetzt und ausgebaut haben und der Jugend die Möglichkeit geben, alle Gewerbe zu erlernen, damit sie einmal den Kampf ums Dasein bestehen können. Daß wir uns dabei bemühen, ihnen nicht etwa den Denkzettel mitzugeben, daß sie aus einer Anstalt für schwer erziehbare Kinder kommen, die ja noch immer innerhalb der Bevölkerung den mißklingenden Namen Besserungsanstalt führt, ist ebenso selbstverständlich. Und so werden die Resultate, die wir erzielen, alljährlich besser.

Daß wir uns bemühen, diese Menschen zur Selbständigkeit und Verantwortlichkeit zu erziehen, ist auch klar. So haben wir das Gruppen-

system aufgebaut und an der Spitze stehen die Gruppen mit Selbstverwaltung. Dort verwalten sich diese Jungen ihre Angelegenheiten selbst, dort gehorchen sie einem selbstgewählten Führer, ja wir schicken sie auf Reisen und haben damit die besten Resultate erzielt. Das alles war möglich unter den Auspizien eines neuen Zeitgeistes. Mehr als den Geist unserer Zeit in unseren Anstalten zu spiegeln, sind wir eigentlich nicht imstande. Ihn aber dort wirklich zu spiegeln, ist unsere Pflicht.

Diese Anstaltsbetriebe bringen natürlich eine ganze Reihe von Erfordernissen mit sich, über die ich des langen und breiten nicht berichten kann. Überall aber gilt der Grundsatz des Anrechtes auf Hilfe und der Pflicht zur Hilfe; überall gilt als Leitmotiv, daß wir diese Menschen in der Integrität ihrer Persönlichkeit bestehen lassen, daß wir sie als Einzelmenschen erfassen, sie uns erschließen und daß wir uns schließlich und endlich bemühen, sie durch Liebe und durch Freude zu ordentlichen Menschen zu machen, soweit es in den schicksalsgemäßen Grenzen ihrer eigenen Individualität oder eigenen Konstitution gelegen ist. Darüber hinaus reicht keine Umwelteinwirkung, auch nicht die Umwelteinwirkung einer Anstalt. Wir geben uns der stillen Hoffnung hin, daß sie schließlich und endlich hinaus ins Leben gehen, sich draußen als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft bewähren; wir geben uns der Zukunftshoffnung hin, daß sie selbst einmal Familiengründer werden, deren Familien keine anstaltsbedürftigen Kinder entstammen.

Der Fürsorger gleicht einem Menschen, der einen Baum pflanzt, in dessen Schatten er niemals sitzen wird. Ihn trägt der Idealismus, ihn hält sein individueller Optimismus, ohne den er zu wirken absolut nicht imstande wäre. Er hat zur Aufgabe, sich selbst überflüssig zu machen; denn mit dem Begräbnis des letzten Fürsorgers wird die Menschheit befreit sein.



Der Fürsorgeweg.